

HEYNE <

DAS BUCH

Dem Immobilienmakler William Heming sollte man sich auf keinen Fall anvertrauen, so einnehmend er auch ist. Kaum hat er einen Verkaufsvertrag abgeschlossen, lässt er den Schlüssel duplizieren und schleicht sich in Abwesenheit der Bewohner nicht nur in deren Häuser – wo er mit Vorliebe alles begutachtet, seinen Hunger stillt, aber gerne auch mal etwas repariert –, sondern er schleicht sich vor allem in deren Leben. Sein Hobby wird immer riskanter, seine Taktik immer ausgefeilter, seine Obsession immer dominanter – bis es zum ersten Toten kommt. Und Mr Heming sich verliebt.

Ein absolut fesselnder, psychologisch raffinierter Roman voller rabenschwarzem Humor.

DER AUTOR

Phil Hogan wurde in Yorkshire geboren und lebt in Hertfordshire. Er arbeitet als Kolumnist und Journalist beim *Observer*, ist verheiratet und hat vier Kinder. Auf Englisch sind bereits drei Romane und ein Kolumnenband erschienen.

Die seltsame Berufung des Mr Heming ist sein erster Roman, der auf Deutsch erscheint.

Phil Hogan
Die seltsame Berufung
des
Mr Heming

Roman

Aus dem Englischen von
Alexander Wagner

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *A Pleasure and a Calling* bei Doubleday, an imprint of Transworld Publishers. A Random House Group Company.

Die deutsche Hardcoverausgabe erschien 2014 bei Kein & Aber AG
Zürich – Berlin.

Die Verlagsgruppe Random House weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.

Eine Haftung des Verlags für externe Links ist stets ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC®N001967

Vollständige Taschenbuchausgabe 04/2016

Copyright © 2014 by Phil Hogan

Copyright © 2014 der deutschsprachigen Ausgabe by

Wilhelm Heyne Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design unter Verwendung

von Motiven von thinkstock/istock/dimaf

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-41786-1

www.heyne.de

1

WENN SIE MIR EINE WAFFE an den Schädel halten und eine Erklärung verlangen, müsste ich vermutlich damit beginnen, dass wir alle Gewohnheitstiere sind. Sicher würden Sie dann wissen wollen, wieso sich ein Gewohnheitstier ausgerechnet zum Sklaven der Gewohnheiten anderer macht? Darauf kann ich nur erwidern, dass ich die Gewohnheit eben über alles liebe und dafür geschaffen bin; weshalb mir auch keine andere Wahl bleibt, als nicht aufzugeben und einfach darauf zu hoffen, dass der Windstoß, der kürzlich durch unsere unscheinbare, aber wohlgeordnete kleine Stadt fegte, bald vergessen sein wird und wieder Ruhe einkehrt. Im Moment bin ich vollauf damit zufrieden, meinem Atem zu lauschen. Die Luft ist gefährlich dünn. Sie rauscht in meinen Ohren. Und das, obwohl die ganze Szenerie im schläfrigen Halbdunkel der Morgendämmerung recht friedlich wirkt: eine weißlich schimmernde Bettdecke, eine abgelegte Perlenkette, ein Bücherbord, ein aufgeklapptes Buch auf dem Nachttisch, die Seiten nach unten, so als wäre es – ebenso wie die ganze Stadt um diese stille Stunde – für die übrige Welt gestorben. Ich kann den Titel nicht erkennen, aber der Anblick des vertrauten Umschlags (die Gestalt eines Mannes als Goldrelief) erinnert

mich an den nicht allzu weit zurückliegenden Tag, an dem der Wind plötzlich drehte, der Himmel sich schwarz bewölkte und das normale Leben – vom Donnerschlag des Außergewöhnlichen aufgeschreckt – wie ein Pferd scheute, die Stalllaterne umwarf und die ganze Scheune in ein flammendes Inferno verwandelte, sodass die hell emporlodernen Flammen noch in hundert Meilen Entfernung zu sehen waren.

Der Tag damals begann ebenso friedlich wie der heutige. Eine weitere Morgendämmerung, durchflutet von Liebe, wie ich zu sagen wage, auch wenn ich die im Mittelpunkt der Ereignisse stehende junge Frau hier ausschließlich des Kontrasts wegen erwähne, um zu zeigen, wie überraschend dicht Schönheit und Schrecken beieinanderwohnen; gerade noch liegt man geborgen in der Dunkelheit und wartet auf die Rückkehr eines geliebten Wesens (und da ist sie auch schon, heimgekehrt von einem frühen Lauf, ihr Schlüssel klappert im Schloss, dann das Geräusch einlaufenden Wassers in einer dampfenden Wanne), und im nächsten Augenblick steckt man bis zum Hals in Horror, Drama und Skandal.

Zumindest stellt es sich für mich im Rückblick so dar, obwohl ich die Nachricht in Wahrheit natürlich erst erfuhr, als die junge Frau bereits auf ihrem Rad in den kühlen, hellen Morgen hinausgefahren und ich zu meinem Büro gelaufen war. Ich denke, jeder in unserer grünen, prosperierenden Gemeinde erinnert sich auf seine ganz eigene Weise daran. Der entscheidende Punkt ist jedoch, dass an diesem Tag die Cooksons aus der Eastfield Lane von ihrem alljährlichen Frühjahrsurlaub auf den Seychellen zurückkehrten und eine sieben Tage alte Leiche vorfanden,

die den Gesamteindruck ihres hübschen Gartens mit seinen Obstbäumen, gepflegten Rasenflächen und handgepflasterten Terrassen erheblich beeinträchtigte.

Jeder Immobilienmakler kennt solche Klienten wie die Cooksons, urteilen Sie also bitte nicht zu streng über mich, wenn ich Ihnen jetzt verrate, dass ich ein Lächeln unterdrücken musste, als mir meine Angestellte Zoe die Nachricht überbrachte, die Augen vor Schreck und Besorgnis weit aufgerissen. Wir versuchten seit achtzehn Monaten, das Haus der Cooksons an den Mann zu bringen – eine hübsche, stilvolle Stadtrand-Immobilie, umgeben von Feldern und Wäldern und nur zehn Fußminuten vom Tennis- und Cricketclub entfernt. Trotz des ungünstigen Marktes hatte meine leitende Verkaufsberaterin Katya, eine extrem effiziente Litauerin, die Immobilie bereits zweimal beinahe losgekauft – an Käufer, die sie erst unbedingt haben wollten, sich dann aber mit großem Bedauern wieder zurückzogen und ihr Geld woanders anlegten, weil die Cooksons es seit Wochen und Monaten nicht zuwege brachten, für sich selbst ein neues Traumhaus zu finden. Ja, sie hatten es brüsk von sich gewiesen, vorübergehend in eine Mietwohnung zu ziehen, um den Verkauf zu retten, und darüber hinaus durch beständiges, nervenaufreibendes Verhandeln über winzige Details die Vertragsabschlüsse torpediert. Ich selbst hatte den Überblick über die Immobilien verloren, bei denen die Cooksons im letzten Moment abgesprungen waren – exklusive Objekte, die im Grunde keinerlei Wünsche offen ließen. Gemeinsam hatten wir uns raffiniert umgebaute Windmühlen und Fabriketagen angesehen, ein luxuriöses Stadthaus, ein Apartment am Fluss

mit fantastischer Aussicht und einer Innenausstattung aus Eiche und Granit, das Landhaus eines Wollhändlers mit riesigem Gemüsegarten ein Stück außerhalb der Stadt in Richtung Wodestringham. Doch die persönlichen Vorlieben des Paares – *sie* schwärmte beispielsweise für eine Gruppe alter Buchen, während *er* sich für eine echte Profiküche mit Weinkeller erwärmte – stimmten nur selten überein. Was den einen begeisterte, stieß den anderen ab. Oft sah ich sie leise in ihrem Wagen streiten. Einmal hörte ich, wie Mrs Cookson mich »diesen gruseligen Fiesling Heming« nannte, was mir ein wenig übertrieben vorkam, obwohl sie natürlich in Anbetracht der Umstände – ich belauschte sie gerade aus einer Nische unten im Flur, während sie sich oben im ersten Stock über die ästhetischen Vorzüge von Bullaugenfenstern stritten – nicht ganz unrecht hatte.

»Glauben Sie, die Cooksons wollen überhaupt umziehen?«, hatte mich Katya schon häufig gefragt. Heute denke ich: Jetzt wollen sie es wohl.

Doch wer konnte das schon so genau sagen? Sie wohnten inzwischen seit sechzehn Jahren in diesem Haus. Ihre Kinder waren ausgeflogen. Er war Zahnarzt, ihr gehörten fünf Apotheken. Sie waren jetzt beide Mitte vierzig und wohlhabender denn je, gleichzeitig schienen sie mir in der Klemme zu stecken: Sie mussten nicht nur entscheiden, ob sie sich vergrößern oder verkleinern sollten, sondern vor allem auch, ob sie diese Ehe bis ans Ende ihres Lebens weiterführen oder doch lieber ausbrechen sollten. Ihre heftigen Auseinandersetzungen über Innenausstattungen oder Raumgrößen waren im Grunde gegenstandslos. Ganz offenkundig suchten die beiden nach irgendetwas,

aber es war wohl kein neues Zuhause. Sie steckten mitten in einem Ehekrieg, und die Hausbesichtigungen waren ihre bevorzugten Waffen.

Obwohl ich die Cooksons nicht ausstehen konnte, faszinierten sie mich. Unseren letzten Termin – zu dem sie nicht erschienen waren – hatten wir einige Monate vor ihrem Urlaub vereinbart. Ich hatte für sie die Besichtigung eines neu erbauten, architektonisch ausgefallenen Beton-Juwels mit Fitnessraum und Schwimmbad arrangiert. Kurz vor dem Termin inspizierte ich die Räume, überprüfte die automatischen Jalousien und die Innenbeleuchtung und überflog den üblichen Schrieb, den Katya aufgesetzt hatte. Dann wartete ich, tigerte in den Räumen auf und ab, marschierte die Auffahrt hoch und runter. Nach etwa zwanzig Minuten rief ich Mr Cookson an. Er war gerade beim Golfspielen. »Sind Sie sicher, dass der Termin heute ist?«, fragte er. Ich beteuerte, ganz sicher zu sein, und hielt kurz inne, um ihm die Gelegenheit zu geben, sich zu entschuldigen. Was er aber nicht tat. »Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, ich vermute, meine Frau hat das Interesse verloren«, verkündete er.

Normalerweise macht es mir nicht allzu viel aus, wenn man mich versetzt. Unter anderen Umständen hätte ich die Zeit genutzt und mich in Abwesenheit der Verkäufer ein wenig im Haus umgesehen. Doch hier gab es keine Verkäufer, zumindest keine mit einem echten Leben, sondern nur die typischen Immobilienentwickler mit ihrer Angewohnheit, exklusive neue Räumlichkeiten mit modischen Accessoires zu schmücken – mit einer Corbusier-Liege aus Chrom und Leder, einem Hochflorteppich, luxuriösen Gardinen und Haushaltstextilien. Nichts, was

auf lebendige, atmende Bewohner oder einen persönlichen Geschmack hingedeutet hätte; niemand hatte in diesem Nest seinen individuellen Abdruck hinterlassen.

Ich schloss das Haus von außen ab und lief los. Der Wind blies kalt, aber es war trocken. Wann immer es Zeit und Wetter zulassen, gehe ich zu Fuß. Von unserem Büro aus – Hemings-Immobilien liegt auf der Nordseite des alten Marktplatzes mitten in der Stadt – kann man jedes Haus in maximal einer halben Stunde erreichen. Und es gibt keine bessere Gelegenheit, um den Nebel aus dem Kopf zu vertreiben und das Chaos der tagtäglichen Informationsflut zu sortieren. Dabei mache ich gerne willkürliche Umwege. Ich bewege mich wie jemand beim Schaufensterbummel und halte natürlich die Augen nach ungewöhnlichen Häufungen von Verkaufsangeboten und den Aktivitäten konkurrierender Makler offen. Ich nehme mir die Zeit, all die flatternden Zettel an Zäunen und Laternenmasten zu studieren, die Ankündigungen privater Bauprojekte oder öffentlicher Straßenarbeiten. Ich registriere, wo Gerüste aufgestellt werden, Fahrzeuge von Baufirmen unterwegs sind und den Inhalt von Müllcontainern. Beim Geruch frischer Farbe beschleunigen sich meine Schritte. Und bereits aus ziemlicher Distanz kann ich den roten Lichtpunkt einer neu installierten Alarmanlage ausmachen. Gelegentlich benutze ich dabei auch mein Opernglas (das unverzichtbare Werkzeug eines gut ausgestatteten Maklers).

Wenn ich so meine Runden drehe, überlege ich: Wer passt wohin? Nach siebzehn Jahren im Geschäft habe ich schon in jeder Straße dieser Stadt ein Haus verkauft, und das häufig mehr als einmal. Möglicherweise vergesse ich ab

und zu ein Gesicht, aber ich versichere Ihnen, ein Haus vergesse ich niemals.

Als ich mich der Stadt näherte und die Boselle Avenue hinunterspazierte – eine breite, gepflegte Straße, deren Kopfsteinpflaster in dieser Jahreszeit mit braunem Laub und Kastanienschalen bedeckt war –, war es daher nur zu natürlich, dass mir eine Gestalt auffiel, die etwa dreißig Meter vor mir gerade das Haus mit der Nummer 4 verließ. Dieses Haus gehörte zu zwei baugleichen, etwas zurückgesetzt stehenden Vorortvillen aus den Dreißigern. In den vergangenen Jahren hatte ich beide Häuser betreut. Bei Nummer 4 war die Garage aufgestockt und zum Büro oder Arbeitszimmer erweitert worden. Ich kannte das Haus. Aber an den Mann erinnerte ich mich nicht. Oder doch? Er führte einen kleinen Hund spazieren – oder schleifte ihn vielmehr hinter sich her. Selbst aus der Entfernung konnte ich die Ungeduld des Mannes spüren. Er war großgewachsen, was den armen Hund – irgendeine Art von Terrier mit flauschigem, weißen Fell – noch winziger erscheinen ließ, als er ohnehin schon war. Der Mann trug Wanderstiefel und eine Regenjacke mit Kapuze, sein langes dünnes Haar war nach hinten gekämmt. Der Hund wollte an Gartenpforten und Zäunen schnüffeln und japste protestierend, als er rücksichtslos weitergezerrt wurde. Der Mann machte den Eindruck, als würden ihn harmlose, alltägliche Pflichten schnell an den Rand seiner Geduld bringen. Wie von der steifen Brise getrieben folgte ich ihm und dem Hund quer über die Hauptstraße, den Hügel hinab bis zur Kreuzung und dann durch einen Torbogen in den begrünten Innenhof, auf den auch mein eigenes bescheidenes, in einem flachen Mietshaus aus honigfarbenem

Backstein untergebrachtes Apartment blickte. Und ausgerechnet hier am Eingang zur Hofanlage – anstatt in dem mit vielen Grünflächen gesegneten reichen Common-Viertel –, blieb er stehen, um den Hund mitten auf dem Weg sein Geschäft verrichten zu lassen.

Mitten auf dem Weg. Er würdigte mich kaum eines Blicks, als ich mich näherte. Der Hund sah sich wachsam um, während er sich angestrengt krümmte, dann schüttelte er seine bärtige Schnauze und gähnte. Ich ging davon aus, der Mann würde einen Plastikbeutel hervorziehen und die Sauerei beseitigen, stattdessen wartete er einfach, bis der Hund fertig war, riss erneut an der Leine und marschierte davon.

»Hallo?«, hörte ich mich selbst rufen. »Entschuldigen Sie bitte ...«

Der Mann – vielleicht kannte ich ihn tatsächlich von irgendwoher – drehte sich mit einem verärgerten Gesichtsausdruck um, was ich sofort durch ein verbindliches Lächeln und eine scherzhafte Bemerkung auszugleichen versuchte. »Entschuldigung«, sagte ich, »aber ich glaube, Ihr Hund hat da was fallen lassen.«

Wir blickten beide zu dem Haufen, auf den ich deutete, eine akkurat geformte, dampfende Spirale, die mir ungewöhnlich groß für einen so kleinen Hund erschien.

Dann starrte er mich an. »Und, was wollen Sie deswegen unternehmen?«

»Was *ich* deswegen unternehmen will? Ich dachte eher, *Sie* würden deswegen etwas unternehmen.« Wieder lächelte ich.

»Eher nicht, also verziehen Sie sich. Und kümmern Sie sich gefälligst um Ihren eigenen Dreck, Sie kleinkariierter

Spießer.« Den Mund leicht geöffnet, fixierte er mich einen Augenblick lang, dann zerrte er an der Leine und wandte sich wieder dem Pfad in Richtung Park und Common-Viertel zu. Ich stand wie angewurzelt da und sah zu, wie der Hund noch einmal kurz protestierte, bevor sie die Rasenfläche überquerten und die Stufen zum Fußpfad am Flussufer hinunterstiegen. Der Mann drehte sich nicht mehr um.

Kleinkariertes Spießer? Ich hatte mich immer als engagierten Mitbürger betrachtet, als jemanden, der sich vorbildlich für die Belange der Allgemeinheit einsetzt. Im nächsten Abfalleimer fand ich ein dünnes Stück Pappe. Ich schob es unter die Pyramide abkühlender Ausscheidungen und transferierte sie auf diese Art in eine leere Fast-Food-Schachtel. Diese trug ich den Hügel hinauf zu dem Innenhof vor meinem Apartment, wo auch mein Wagen parkte. In Ordnung, dachte ich mir, dieser unverschämte Rüpel hat mich beleidigt, aber was solls? Entweder verzehrt man sich innerlich vor Wut oder man tut einfach das Richtige.

Ich stellte die Schachtel im Beifahrerfußraum meines Wagens ab und flitzte in mein Apartment hinauf, um die dort aufbewahrten Akten zu konsultieren. Es dauerte nicht lange. Ich bin sehr gut organisiert. Wie sich herausstellte, hatten wir das Haus 2007 an eine gewisse Judith Bridgens verkauft. Vielleicht hatte sie es an diesen groben Klotz weiterverscherbelt. Ich rief die in meinen Unterlagen angegebene Festnetznummer an. Niemand nahm ab. Also fuhr ich zu dem Haus, parkte ein Stück die Boselle Avenue hinauf und schlenderte zurück zur Hausnummer 4, auf dem Arm einen Stapel Verkaufsprospekte und darunter die Schachtel. Im Vorgarten des Hauses, hinter der hohen, wild

wuchernden Ligusterhecke, hätte mich höchstens ein über die Gartenpforte spähender Passant entdecken können, und auch das nur für ein oder zwei Sekunden. Ich klingelte an der Eingangstür und rief erneut die Festnetznummer an. Drinnen läutete das Telefon. Niemand hob ab. Ich zog den Schlüssel aus meiner Westentasche, schloss die Tür auf und wartete einen Augenblick, bevor ich über die Schwelle trat. Oh ja. Wie genieße ich jedes Mal diesen ersten Moment in einem leeren Haus, bevor der Bann der Stille und des Schweigens durch die Geräusche meines Atems und meiner Bewegungen durchbrochen wird. Nach kurzem Suchen fand ich die Küche und begutachtete dort den blitzsauberen, gekachelten Küchenboden. War er für meine Zwecke ausreichend? Nicht ganz. Vielleicht doch lieber das Wohnzimmer ...? Ich schob die Tür zu einem geräumigen Wohnbereich mit geschmackvoll eingerichteter Essecke auf. Französische Fenster sahen hinaus auf die Terrasse, den ungepflegten Rasen und die durch Wetter und Vernachlässigung verunstalteten Blumenbeete. Der Besitzer war definitiv kein Gartenfreund. Allerdings hatte er einen gewissen Sinn für attraktive, moderne Polstermöbel, und vor allem besaß er einen weißen, flauschigen – man könnte fast sagen spießigen – Wollteppich.

Das passt doch, dachte ich.

Ich ließ den Hundehaufen – der immer noch erstaunlich intakt war, fast wie ein Scherzartikel aus Plastik – auf den luxuriösen Teppich gleiten und hielt einen Augenblick inne, um die Perfektion seiner bräunlichen Karamellfarben zu studieren und mich an seinem befriedigend böseartigen Geruch zu erfreuen, der nun freigesetzt war, um dieses verbotene Interieur zu erkunden. Ganz sicher würde

der Hund diesen Duft bei seiner Rückkehr augenblicklich registrieren. »Wuff, wuff, Herrchen! Schau doch mal!«

Dann zog ich mich wieder zurück. Nicht zuletzt wegen der morgendlichen Enttäuschungen hätte ich, da ich nun schon einmal hier war, gerne eine ausführliche Besichtigungstour des Hauses unternommen. Vor allem hätte ich mich gerne irgendwo versteckt, um das schockierte, verwirrte Gesicht des Mannes bei seiner Rückkehr zu sehen. Doch ich hatte eine Firma zu leiten. Also verließ ich vorsichtig das Haus und warf einen meiner Werbeprospekte in den Briefkasten.

Der Wind hatte nachgelassen. Recht zufrieden mit mir selbst schlenderte ich die Boselle wieder hinauf, verteilte auf dem Weg zu meinem Wagen weitere Prospekte in die Briefkästen und fuhr schließlich zu meinem Apartment zurück, wo ich den Hausschlüssel wieder sorgfältig verstaute. Rache ist süß.

Aber, höre ich Sie jetzt leicht skeptisch und mit besagter Waffe an meinem Kopf fragen, wenn Sie seit siebzehn Jahren all diese wundervollen Häuser verkaufen, wieso haben Sie dann ausgerechnet den Schlüssel zu *diesem* aufgehoben? Worauf ich Ihnen erwidern würde: Natürlich nicht nur zu diesem – ich besitze die Schlüssel zu allen von ihnen.

2

ICH BIN SECHS JAHRE ALT, und alles, was ich bisher für wahr gehalten habe, löst sich in Luft auf. Die Räume sind still geworden. Die Gespräche finden anderswo statt – meine Mutter, mein Vater, meine Tante. Beim Zubettgehen küsst mich meine Mutter, redet aber wenig. Das Buch mit Kinderreimen, aus dem sie mir immer vorgelesen hat, liegt unberührt neben dem Bett. Mein Vater kommt aus dem Büro nach Hause. Er und Mutter essen zu Abend, während ich die Münzen in meiner Geldkassette zähle oder im Schlafanzug Fernsehen schaue. Ich sitze da, die Beine verschränkt, mit abstehenden Ohren, ein Glas Milch vor mir. Riley schnurrt und schließt die Augen, wenn ich ihn zwischen den Ohren kraule. Viele Tage verschwimmen zu einem einzigen, doch manchmal tritt eine Erinnerung scharf und deutlich hervor: an meiner Wange der raue Stoff des dunklen Vorhangs, hinter dem ich mich verberge, der Geruch der Zigarette meiner Mutter. Ich finde heraus, wo sie sich leise flüsternd unterhalten. Sie reden überall dort, wo sie mich nicht vermuten. Ich liege auf dem Bauch unter dem Sofa, ein Stück Brot in der Hand, oder hinter dem Korbstuhl im Wintergarten. Ich beobachte, wie meine Mutter ihren Bauch berührt, in dem das

Baby heranwächst. An diesen Orten bin ich ein unsichtbarer Junge. Kaum legt sich meine Mutter in ihrem Zimmer hin, verbietet mir mein Vater, den dunklen Raum zu betreten. Doch Riley geht dort ein und aus. Manchmal, wenn meine Mutter schläft, folge ich ihm und krieche unter ihr Bett.

Ein anderes Mal bespricht sich Tante Lillian flüsternd mit meinem Vater. Ihre Hand liegt auf seiner, was meinen Atem stocken lässt.

Onkel Richard nimmt mich mit zum Fußball, es wird laut gegrölt und riecht nach gebratenen Zwiebeln. Auf dem Heimweg parkt er irgendwo, eine Lady führt uns die Treppe hinauf zu ihrem Haus. Es ist seltsam, eine Treppe zu einem Haus emporzusteigen. Das Zimmer ist klein. »Das ist William«, erklärt ihr Onkel Richard und streicht mir dabei übers Haar. Dann lassen sie mich alleine. Der Fernseher läuft, aber als ich meinen Keks aufgegessen habe, spaziere ich in die Küche. Sie ist kleiner als unsere, und feuchte Kleider sind zum Trocknen aufgehängt. In einer Schublade finde ich einen blau-weißen Löffel. Er ist aus diesem Material, aus dem auch Tassen gemacht sind. Eines Tages wird die Lady fragen: »Wer hat denn meinen Löffel weggenommen?«, und die Antwort wird lauten: Mr Niemand.

Bei anderer Gelegenheit bin ich ein vermisstes Kind. Ich höre, wie sie meinen Namen rufen – mein Vater, meine Tante, meine Cousine. Schon bald suchen auch unsere neuen Nachbarn nach mir. Doch ich habe mich nur auf der marshmallowfarbenen, samtbezogenen Ottomane zusammengekauert, die am Fußende des Betts steht, das mein Vater nun mit Tante Lillian teilt. Von meinem

Versteck unter den Decken aus kann ich draußen auf der Straße Stimmen hören. In meinem Mund schmilzt ein Bonbon, das ich mir aus der Dose stibitzt habe. Das Haus ist still. Eine lange Zeit vergeht, doch der Sommerhimmel draußen ist immer noch hell. Vielleicht bin ich eingeschlafen. Als mein Vater mit dem Polizisten und Mr Damato, dem italienischen Herrn von gegenüber, zurückkehrt, sitze ich auf der Vordertreppe und lese mein Buch. »Wo warst du?«, fragt mein Vater barsch. Ich blinzele auf eine Art, die er manchmal als unverschämt bezeichnet. »Nirgendwo.« Ich weigere mich, Ihnen weitere Auskünfte zu geben. Er packt mich bei den Schultern, schüttelt mich, und der Polizist blickt streng. Tante Lillian kommt herausgeeilt, als hätte man mich soeben tot aufgefunden. Ein paar Tage später bringt die Zeitung ein Bild meines ernstesten Gesichts. Darunter steht: »Der glückliche William Heming, acht, ist nach seinem mysteriösen Verschwinden unbeschadet nach Hause zurückgekehrt.« Meine Cousine Isobel ist dreizehn. Sie hält mir die Zeitung unter die Nase wegen der ganzen Probleme, die ich verursacht habe. »Du machst nichts als Ärger«, zischt sie.

Eines Nachmittags, Isobel ist fünfzehn und ich zehn, entdeckt sie mich in ihrem Kleiderschrank und schreit das ganze Haus zusammen. Dabei habe ich nichts getan, außer mich mucksmäuschenstill zu verhalten. Was ist ihr Problem? Aber jetzt kriege ich wirklich Ärger. »Ich hab ihr nicht nachspioniert«, erkläre ich, als Tante Lillian mich genau dessen beschuldigt (selbst mit einem Auge am Spalt zwischen den Schranktüren konnte ich kaum mehr als ihr Gesicht erkennen, während sie Popsongs mitsang und sich die Nägel lackierte), doch sie funkelt mich nur böse und

mit weit aufgerissenem Mund an. »Schau, er hat meinen Kamm!«, schreit Isobel und reißt ihn mir aus der Hand. Mein Vater ist ebenfalls wütend und weiß sich nicht anders zu helfen, als mir zwei oder drei harte Schläge an den Kopf zu verpassen. Dann steckt er mich in meinen eigenen Kleiderschrank und schließt die Tür von außen ab. »Jetzt werden wir ja sehen, wie dir das gefällt«, sagt er. Ehrlich gesagt, macht es mir nicht das Geringste aus.

In der Dunkelheit ziehe ich den Schlüssel von meiner Geldkassette heraus, grabe eine Furche quer in das Holz und dann eine weitere darüber. Das wird mein persönliches, unverwechselbares Zeichen sein, hier vor allen Blicken auf ewig verborgen. Der Platz zwischen den beiden Linien ist so breit wie mein Finger, was perfekt ist. Ich stelle mir vor, wie ich in diesen Zwischenraum krieche und dort ganz still daliege.

Isobel wird mich nie wieder erwischen. Stattdessen sind ab jetzt immer wieder mal ihre Habseligkeiten auf mysteriöse Weise verlegt oder sie verschwinden spurlos – ihre Wattestäbchen, ihre parfümierten kleinen Sachen. Einmal bemerkt sie, dass ich sie dabei beobachte, wie sie einen Jungen aus der Nachbarschaft küsst, der seine Arme um ihren Nacken geschlungen hat. Sie wird fuchsteufelswild. Jetzt denkt sie immer, wenn sie einen Jungen küsst – es gibt mehr als nur diesen einen –, dass ich in der Nähe bin. Sie hält immer nach mir Ausschau, aber ich bin gut versteckt. Wenn ich es wollte, könnte ich jedoch aus dem Schatten im Park hervortreten wie ein Geist.

Von meinem Schlafzimmer aus sehe ich, wie Mrs Damoto auf der anderen Straßenseite das Abendessen zubereitet. Die Küche ist hell erleuchtet, und die Töpfe damp-

fen. Wie gerne wäre ich jetzt dort hinter der Tür ihrer Speisekammer, verborgen zwischen den Gläsern, stark riechenden Paketen und den Würsten, die wie steife Arme von der Decke baumeln. Ich habe mich während der Sommerferien einmal unbemerkt hineingeschlichen, als gerade große Hitze herrschte und die Küchentür offen stand, um die kühle Brise hereinzulassen. Mrs Damato staubsaugte im ersten Stock. Der kleine Anthony spielte in seinem Laufstälchen im Wohnzimmer. Als ich hereinkam, bemerkte mich Anthony und zog sich an den Gitterstäben hoch. Ich winkte ihm zu wie ein gerade gelandeter Engel. Als ich mich wieder davonstahl, hing er immer noch an den Gitterstäben seines Stälchens. Auf einem Drahtrost standen kleine Kuchen zum Abkühlen, ich nahm mir einen davon und gab ihm die Hälfte ab. Oben hörte das Dröhnen des Staubsaugers abrupt auf und wir blickten beide zur Zimmerdecke. Wir konnten hören, wie Mrs Damato mit ihrer hohen italienischen Stimme weiterträllerte.

Das sind die Tage, an die ich mich erinnere. Nach dem Ärger mit Cousine Isobel schickte mich mein Vater auf ein Internat weit weg von Norfolk. Das ist eine echte Chance für dich, erklärte er mir. Meine Mutter hatte uns bei ihrem Tod etwas Geld hinterlassen, und er sagte, um ihretwillen müsse ich mir große Mühe geben. Schon damals erkannte ich eine hohle Phrase. Tatsächlich hatte ich mehr Grips als nötig, doch mir fehlte es an Mut. Also arbeitete ich weiter an meiner Tarnung. In meiner neuen Schule vermied ich sorgsam alle Extreme, ob Triumphe oder Niederlagen, ich verhielt mich unauffällig und versuchte auf dem Sportplatz keine allzu großen Schwächen zu zeigen, um mir die be-

ständigen Quälereien der kräftigeren, sportlichen Jungs zu ersparen, die unter den nachlässigen, kurzsichtigen Blicken unserer Hausverwalterin Mrs Luckham das wahre Regiment im Haus führten. Ich mied alle Arten von Cliques, lachte, wenn die anderen lachten, schrumpfte devot unter den streng musternden Blicken meiner Lehrer. Weder richtig drinnen noch richtig draußen kultivierte ich eine Art freundlicher, angepasster Geselligkeit, wartete, bis ich an der Reihe war, spielte meine Rolle. Falls ich doch ein- oder zweimal im Schuljahr eine leichte Krankheit oder eine Verletzung vortäuschte, geschah das nicht, um wie die anderen Jungs ein Sportturnier oder den nachmittäglichen Unterricht zu schwänzen, sondern um mir eine halbe Stunde Freiheit zu verschaffen, in der ich die knarrenden, gewachsenen Korridore des Winter, Bentham oder Wood House entlangging, angezogen vom Geruch der unbeaufsichtigten, unabgeschlossenen Schlafsäle – die meinem eigenen Schlafsaal von der Einrichtung, Gestaltung und Größe her glichen und in denen verlockend die Aura ihrer abwesenden, legitimen Bewohner hing. So etwas nannte ich eine echte Chance.

Ich hatte meinen Mitschülern nichts Bedeutsames mitzuteilen, und umgekehrt war das wohl ähnlich, trotzdem lernte ich einen Großteil von ihnen näher kennen, indem ich ihre Comichefte, Sammelkarten und Spielsachen studierte, die Briefe und Postkarten ihrer Mütter, Geschwister und großzügigen Paten las, deren Geldgeschenke und Süßigkeiten stets von witzigen, liebevollen Grüßen begleitet wurden, den allerbesten Wünschen für die Zukunft und der Aufforderung, das Leben zu genießen. Ich ergründete ihre Geheimnisse – welchen Spitznamen sie zu

Hause hatten, wem der Blinddarm oder die Mandeln entfernt worden waren, wer diesen Winter zum Skifahren ging, welche Familie einen Jack Russell namens Dobb besaß (Foto beigelegt), wer gerade eine kleine Schwester bekommen hatte oder pausenlos daran erinnert werden musste, seinen Asthmainhalator zu gebrauchen. Gelegentlich fand ich auch ein wenig einfallreiches Tagebuch, in das ich mich vertiefen konnte; und im Frühjahrssemester stieß ich in diversen Spinden der zehnten Jahrgangsstufe auf dieselbe zerlesene Novemberausgabe von *Penthouse*. All meine Entdeckungen und Mutmaßungen vermerkte ich zunächst in einem Spiralblock (Tomerton ist ziemlich sicher schwul; Folkes Stottern resultiert aus in früher Kindheit erlittenen Quälereien) und später in Notizbüchern, deren Anzahl konstant wuchs, während meine Erkundungsgänge zunehmend an Bedeutung gewannen. Das Leben all dieser Jungen – das der Schwächlinge, der Schulhof-Rowdys, der Musterschüler, der jungen Mozarts und Einsteins – verwahrte ich eingeschlossen in meiner Truhe.

War es tatsächlich so abwegig, das als Hobby zu betrachten? Oder als eine Art obsessiv betriebenen Sport? Schließlich gab es, von den Verlockungen des *Penthouse*-Magazins einmal abgesehen, wohl kaum etwas Aufregenderes für einen Jungen, als einige Augenblicke allein in der Höhle der verbotenen Schätze zu verbringen. Einem scharfen Beobachter wäre möglicherweise aufgefallen, dass ich gelegentlich schon vor dem Pudding vom Esstisch aufstand oder mich während der freien Studierzeit aus der Bibliothek entfernte. Doch handelte ich dabei keineswegs leichtsinnig. Die Befriedigung meiner innersten Bedürf-

nisse ging einher mit einer sorgfältigen Kalkulation des Risikos. Ich plante genau voraus und legte mir passende Ausreden zurecht. Ich hatte immer eine gut einstudierte Erklärung parat, falls mich jemand vom Reinigungspersonal oder ein oberflächlich interessierter, zufällig vorbeikommender Lehrer fragen sollte, wieso ich mich an Orten aufhielt, an denen ich nichts zu suchen hatte. Aber natürlich machte die Gefahr auch einen Teil des Reizes aus. Was war das Leben wert ohne das Gefühl, einem könne urplötzlich der Teppich unter den Füßen weggerissen werden? Bei einer Schülervollversammlung verlas Mr Williams einen fesselnden Artikel aus der *Yorkshire Post* über einen jungen Mann aus der Gegend, der beim Bergsteigen im Lake District tödlich verunglückt war. Die ganze Stadt, so erklärte er, trauere um den verlorenen Sohn. Meine Mitschüler verfielen in ein unbehagliches Schweigen und scharrtten mit den Füßen, ich dagegen dachte sofort an mein eigenes ruheloses Wesen, das mich immer wieder auf gefährlichen Graten wandern ließ, wo ich von Windböen geschüttelt dem Abgrund plötzlicher Entdeckung ausgesetzt war – ein furchtloser Seelenverwandter des berühmten verlorenen Sohns. Wir beide – der verlorene Sohn und ich – handelten so, einfach weil die Herausforderung nun mal da war, und weil wir wussten, dass sich nichts auf der Welt so einzigartig anfühlt.

In der elften Jahrgangsstufe, also fast schon erwachsen, bekamen einige von uns ihr eigenes abschließbares Zimmer. Doch es bedurfte nur eines unbeobachteten Augenblicks, um den passenden Schlüssel zu ergattern – aus einem Jackett, das in der Umkleidekabine oder auf der Rücken-

lehne eines Stuhls hing oder das nachlässig neben einem Sportplatz abgelegt worden war, der Tascheninhalt halb über den Rasen verteilt. Manchmal hing er an einem Bund mit kleineren Schlüsseln, die auf vielversprechende, in Holz- oder Blechkisten eingesperrte Geheimnisse hindeuteten. Sobald ich mit dem Schlüssel zur Behausung des jeweiligen Opfers eilte, blieben mir in der Regel höchstens zehn Minuten, um das Zimmer entweder gründlich zu durchstöbern oder einfach die fremdartige Atmosphäre auf mich wirken zu lassen. Oft fand ich auch etwas zu essen. Nur bei zwei Gelegenheiten überraschte mich ein unerwartet zurückkehrender Bewohner – mit Rütteln an der Türklinke und einem gemurmelten »Scheiße«, während der Junge erneut vergeblich nach seinem Schlüssel kramte. Ich hörte den Hall seiner Schritte auf dem Weg zum Sekretariat, wo er sich nun dem Zorn unserer Hausverwalterin Mrs Blake stellen musste. In solchen Momenten hieß es für mich Nerven zu bewahren; doch üblicherweise gab Mrs Blake dem Drängen eines nachlässigen Schülers nur sehr widerwillig nach, und wenn sie ihn schließlich mit dem Hauptschlüssel in der Hand missmutig zu seinem Zimmer begleitete, befand sich der Originalschlüssel bereits sicher in ihrem Korb mit den Fundsachen, von unbekannter Hand wundersamerweise dort deponiert. Ich grub mein geheimes Zeichen überall dort ein, wo man es nicht sehen konnte und wo ich nichts zu suchen hatte.

Natürlich raste in solchen Momenten mein Herz, doch mein Verstand arbeitete noch rascher. Allerdings stand mir noch eine harte Lektion bevor.

Mit vielen anderen an der Schule teilte ich eine Faszination für einen Jungen namens Marrineau. Er war der

Kapitän sämtlicher Sportmannschaften, bewegte sich trotz seiner ausgeprägten Muskulatur mit lässiger Eleganz und verbreitete stets eine leicht bedrohliche Aura um sich. Alle bewunderten ihn. Unsere Wege kreuzten sich nie. Ich war einfach nur eine der vielen niederen Kreaturen, die respektvoll Distanz zu ihm und seiner Gefolgschaft aus Schlägertypen und Bewunderern hielten – allesamt Rugbycracks, Cricketspieler und Ruderer. Jeden Samstagmorgen jubelten wir ihm auf dem Sportplatz zu, wenn er sein Team zu neuen Triumphen führte. In der Stadt sah ich ihn häufig in Joy's Café-Bar mit Mädchen herumhängen. Es kursierte das Gerücht, er besäße ein Motorrad, das in einer Garage in der Nähe der Schule abgestellt war. Was auch immer er besaß, alle anderen wollten es auch haben. Er war unerreich.

In der elften Jahrgangsstufe besuchten er und ich gemeinsam einen Geschichtskurs bei einem sehr klein gewachsenen Lehrer namens Mr Stamp, der uns im Frühjahrssemester als »Lernteam« zusammenspannte. Wozu es natürlich nie kam. Marrineau richtete nur zwei Mal das Wort an mich: Einmal nach diesem Kurs, als er mir drohend erklärte, ich solle mich ja von ihm fernhalten; und dann eine Woche später, als er mich gegen die Wand der Umkleide schleuderte, meine Krawatte und meinen Kragen in seiner Faust, und mir leise zuzischte, ich wäre ein toter Mann, wenn ich ihm weiter hinterherlief.

Allerdings bestärkte Marrineau damit nur meinen Entschluss, irgendwann seine Verteidigungslinien zu durchbrechen und sein goldenes Heiligtum zu betreten, ein Zimmer unter dem nach Süden ausgerichteten Giebel des Hooke House. Unglücklicherweise schien der Zutritt dort

so gut wie unmöglich. Inzwischen war ich mit seinem Stundenplan ebenso vertraut wie mit meinem eigenen und brütete über Listen mit Trainingsterminen und Sportereignissen. Doch es gab kaum Berührungspunkte in unseren Tagesabläufen, und so gut wie nie bot sich die Gelegenheit, ihm unauffällig zu folgen, ohne dabei ins Visier seiner persönlichen Wachhunde zu geraten, die er, wann immer er mich in seiner Nähe bemerkte, augenblicklich auf mich losließ. Eines Nachmittags schubsten mich zwei von ihnen im naturwissenschaftlichen Trakt zu Boden, was das blökende Gelächter einer Schafherde von Bewunderern nach sich zog. Alle witterten bereits Blut. Also zog ich mich sofort wieder an die Peripherie zurück. Andernfalls wäre ich Gefahr gelaufen, meine wahren Absichten zu verraten und meine hart erarbeitete Anonymität aufzugeben. Aber je aussichtsloser es erschien, sich Marrineau zu nähern, und umso feindseliger sein Verhalten wurde, desto mehr wurde er für mich zum Heiligen Gral.

Und eines Tages sah ich meine Chance. Alle Schüler waren aufgefordert worden, Interessen außerhalb des normalen Lehrplans zu entwickeln. Ich selbst war einem Filmclub beigetreten. (Damals hatte ich eine Vorliebe für Western: Nichts faszinierte mich mehr als ein lässiger Fremder mit Schießeisen, der den respektablen Bürgern einer Stadt beistand, die von grölenden Gesetzlosen tyrannisiert wurden). Außerdem besuchte ich die Schach-AG. Schach erlaubte es den weniger sportlichen Jungs, das auf Wettstreit basierende Ethos der Schule zu beherzigen, ohne dabei ernsthafte Verletzungen zu riskieren; außerdem konnte ich mich auf die Art als umgänglicher Mensch zeigen, ohne

wirklich etwas von mir preiszugeben. Wie üblich versuchte ich nicht allzu häufig zu gewinnen, auch wenn ich wohl kaum eigens erwähnen muss, dass ich den anderen immer drei Züge voraus war. Eines Nachmittags erspähte ich Marrineau, wie er mit breiten Schultern, hoch aufgerichtet und raumgreifend durch den Hauptflur schritt, als würde er kraftvoll hindurchrudern. Ich drückte mich in eine Nische, um ihn ungestört mustern zu können. Er trug etwas bei sich, schien aber bemüht, es zu verbergen. Es war ein Reiseschachspiel von der Art, wie man es in der Stadt verkaufte – kein teures, sondern eines mit Plastikfigurchen in einer mit einem Schachbrettmuster bedruckten Blechschachtel. Ich hatte keine Ahnung gehabt, dass er Schach spielte. Befürchtete er vielleicht, man könnte ihn deswegen als uncool bezeichnen? Unvorstellbar, dass er jemals die Schach-AG besuchen würde; doch gegen wen spielte er? Vielleicht war er ja Anfänger – hatte in den Ferien von seinem cleveren jüngeren Bruder die Grundlagen gelernt, wagte aber noch nicht, sich anderen Schachspielern an der Schule zu offenbaren?

Augenblicklich wusste ich, was ich zu tun hatte. Mit vor Aufregung pochendem Herzen rannte ich los. Gerade als er die Seitentür zu seinem Wohnblock erreichte, holte ich ihn ein. »Marrineau ...«

Er fuhr herum und starrte mich an.

»Ich hab dich mit deinem Schachspiel gesehen. Ich dachte, wir können vielleicht mal zusammen spielen.«

Unverwandt fixierte er mich. »Willst du mich verarschen?«

»Oder wenn du gerade erst damit anfängst – womit ich nicht sagen will, dass das so ist –, dann könnte ich dir ein

paar Eröffnungszüge zeigen. Ich bin im Schachclub. Und es heißt, ich wäre ziemlich gut. Was sagst du dazu?»

Er sagte gar nichts. Stattdessen schubste er mich beiseite und schlug mir die Tür vor der Nase zu. Hatte ich ihn in Verlegenheit gebracht? Zumindest hatte er nicht Nein gesagt, was ein gutes Zeichen war. Es bestand also immer noch Hoffnung.

Überraschend ergab sich eine weitere, weniger offensichtliche Chance in dem gemeinsam besuchten Geschichtskurs. Marrineau war kein wirklich guter Schüler. Er trug kaum etwas zum Unterricht bei und starrte üblicherweise aus dem Fenster auf den Schulhof, während Mr Stamp über Oliver Cromwell und seinen ungerechten Krieg gegen die Iren referierte. An diesem Tag jedoch las Marrineau irgendwas unter seinem Pult – einen auf zartgelbes Papier geschriebenen Brief, dessen weißer Umschlag eher zu einer Glückwunschkarte zu gehören schien. Hatte er etwa heute Geburtstag? Er war so vertieft in den Brief – und ich beobachtete ihn dabei konzentriert aus der Bankreihe dahinter –, dass keiner von uns den winzigen Mr Stamp bemerkte (oder die plötzliche Stille in der Klasse, die seine Annäherung verriet), bis dieser urplötzlich mit einer zusammengerollten Landkarte, mit der er üblicherweise auf Kreidezeichnungen von Truppenbewegungen an der Tafel deutete, auf Marrineaus Tisch schlug. Dann zeigte er mit der Karte auf den Brief und streckte gleichzeitig die Hand danach aus. Marrineau handigte ihm das Blatt aus.

Mr Stamp überflog den Inhalt und lächelte traurig. »Liebesbriefe werden Ihnen nur wenig helfen bei Ihrer Hausarbeit über den englischen Bürgerkrieg«, verkündete er.

Marrineau, dessen Blick starr auf den Brief geheftet war, brachte keinen Ton heraus.

»Nun?« Mr Stamp wartete auf eine Antwort, obwohl er streng genommen gar keine Frage gestellt hatte. »Mr Marrineau?«

»Nein, Sir«, erwiderte Marrineau.

»Nein, Sir«, wiederholte Mr Stamp. »Sieben Tage Hausarrest.« Demonstrativ faltete er den Brief zusammen, schob ihn zurück in den Umschlag und steckte ihn in die Tasche seines abgewetzten, an den Ellbogen mit Lederflicken besetzten Jacketts.

Irgendwas stieg in Marrineaus grauen Augen auf, und es schien mehr Verzweiflung zu sein als ein Gefühl der Niederlage. Was war so wichtig an diesem Brief? Ein Liebesbrief, hatte Mr Stamp gesagt. Mit ziemlicher Sicherheit von einem Mädchen aus der Stadt. Fürchtete Marrineau, Mr Stamp könne die darin enthaltenen süßen Nichtigkeiten im Lehrerzimmer ausposaunen oder, schlimmer noch, dem Rektor davon berichten, mit weiß Gott was für Konsequenzen? Vielleicht plante Marrineau ja mit dem Mädchen durchzubrennen. Meine Fantasie überschlug sich.

Sie werden sich wohl kaum über meine heimliche Befriedigung angesichts des unerwarteten Sturzes von Marrineau wundern, zumal ich ja erst kürzlich Opfer seiner groben Worte und Handgreiflichkeiten geworden war. Und dennoch – trotz seiner arroganten Verachtung für alle Niederstehenden, oder vielleicht gerade deswegen – rückte ihn diese Demütigung durch Mr Stamp in ein geradezu tragisches Licht: ein gebrochener, geblendeter Samson; ein Löwe in Ketten, der seines mächtigen Ge-

brüßls beraubt war. Eine angespannte, nervenaufreibende Stille hing für den Rest der Stunde über dem Klassenzimmer, als könnte unser bewunderter und gefürchteter Kapitän jederzeit mit einer übermenschlichen Anstrengung die mächtigen inneren Fesseln seines eingefleischten Respekts für Autoritäten sprengen, über die Pulte hinwegsetzen und Mr Stamp in Stücke reißen. Und wer hätte sich das nicht gewünscht?

Stattdessen hockte Marrineau einfach nur da, mit von Scham geröteten Ohren und absolut reglos bis auf das wütende rhythmische Anspannen seiner Kiefermuskeln. Als die Klingel zur Teestunde ertönte, blieb er zurück, um mit Mr Stamp zu sprechen. Obwohl ich draußen vor der offenen Tür herumlungerte, war seine gemurmelte Bitte nicht zu verstehen, doch Mr Stamps gebellte Antwort verriet keinerlei Respekt für Marrineaus offensichtlichen Wunsch, die Sache diskret zu handhaben. »Hätten Sie sich das nicht überlegen können, bevor Sie diesen Brief in meinem Geschichtsunterricht gelesen haben?« Dabei blickte der Lehrer mit einem langen gepeinigten Ausdruck zu dem ihn haushoch überragenden Marrineau auf, in Erwartung, dieser werde die unbestreitbare Logik des Arguments begreifen – so als könnte von Strafe überhaupt keine Rede sein und durch bloße Einsicht alles wiedergutmacht werden. Doch Marrineau schwieg, und Mr Stamp entließ ihn mit angespannter Körperhaltung, wütendem Gesicht und tieftraurigen Augen.

Als Marrineau im Flur an mir vorbeikam, funkelte er mich zornig an, obwohl er mich ja schlecht für die erlittene Schmach verantwortlich machen konnte – oder besser gesagt, er konnte wohl kaum ahnen, dass ihm Mr Stamp

möglicherweise nie auf die Schliche gekommen wäre, hätte ich nicht seine schlecht getarnten Manöver unter dem Pult mit derart auffälliger Neugier verfolgt.

Armer Marrineau. Wo waren jetzt seine lachenden, kräftigen Kumpels, die ihn gegen die trivialen Probleme der gewöhnlichen Sterblichen abschirmten? Was vermochten sie gegen die Autorität des winzigen Mr Stamp?

In diesem Augenblick war ich der Einzige, der Marrineau noch retten konnte. Hatte ich mich deshalb vor der Tür herumgetrieben, während Mr Stamp seine Aktentasche schloss, den Projektor ausschaltete und den Geschichtsraum verließ, wobei der Brief immer noch aus seiner Jackentasche ragte? Wollte ich auf diese Art endlich Marrineaus Dankbarkeit gewinnen, mir seine Zuneigung erschleichen? Ich kann es nicht leugnen. Um ihm näher zu sein, hatte ich bereits mehr investiert, als klug war, daher durfte ich diese Wendung des Schicksals nicht ungenutzt verstreichen lassen. Doch es ging mir um mehr. Stellen Sie sich beispielsweise den rasant beschleunigten Puls eines Briefmarkensammlers vor, der in einem Bündel schwedischer Briefe aus dem neunzehnten Jahrhundert die seltene gelbe Treskilling entdeckt; oder einen Vogelbeobachter, der eine nistende Wiesenralle sieht; oder einen Bergsteiger, der eine neue Route zum Gipfel entdeckt. Diese Situation war wie eine unerwartet servierte Vorspeise, während ich der Hauptmahlzeit Marrineau entgegenfeuerte, sie machte mir den Mund wässrig auf das noch nie Gekostete, auf eine neue prickelnde Erfahrung, auf das Erhaschen der ersehnten Jagdbeute; und auch deshalb folgte ich Mr Stamp, der sich mit rascher werdenden Schritten entfernte, dabei vermutlich an Marmelade und getoasteten Teekuchen dachte,



Phil Hogan

Die seltsame Berufung des Mr Heming
Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 368 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-41786-1

Heyne

Erscheinungstermin: März 2016

Ein absolut fesselnder, psychologisch raffinierter Roman voller rabenschwarzem Humor

Erinnern Sie sich an Mr Heming? Den sympathischen Immobilienmakler, der Sie so perfekt beraten hat? Der sich immer mal wieder mit guten Nachrichten gemeldet hat? Die schlechte Nachricht ist: Er hat noch immer eine Kopie Ihres Schlüssels, denn er liebt nichts mehr, als an Ihrem Leben teilzunehmen. Und seine Obsession wird immer dominanter – bis es einen ersten Toten gibt.



[Der Titel im Katalog](#)